

Uwe Berger

Pfade hinaus

Episoden der Erinnerung



Impressum

Uwe Berger

Pfade hinaus

Episoden der Erinnerung

ISBN: 978-3-86394-204-5 (E-Book)

Gestaltung des Titelbildes: Ernst Franta

Das Buch erschien erstmals 2005 im Mauer Verlag Wilfried Kriese, Rottenburg a/N.

© 2013 EDITION digital®

Pekrul & Sohn GbR

Alte Dorfstraße 2 b

19065 Godern

Tel.: 03860-505 788

E-Mail: verlag@edition-digital.com

Internet: <http://www.ddrautoren.de>

Für Anne

Sonnenmeer, Freude, übertönt den Hass.

Pfade hinaus - es wartet die Welt ohne Pfade.

1950

Wo ich den gelben Stern am Toten sah,

wo der Erschossene lag im Hof des OKH,

da schleiften wir den betonierten Hass.

Der Traum von Weite fließt wie Licht durch Glas.

1999

Vorbemerkung

Die Episoden der Erinnerung, denen andere autobiografische Texte (Weg in den Herbst, 1987) vorausgegangen sind, geben persönliche Erlebnisse und Erfahrungen wieder, die bisher nicht oder nur wenig belichtet waren, die zur Wende von 1989/1990 hinführen, von ihr herkommen und heutige Umstände zeigen. Gelegentlich habe ich dafür die Form des Gestern und Heute verbindenden Essays gewählt. Zur Darstellung berufe ich mich auf Alexander von Humboldts Wort von „dem Selbstbeobachteten, dem Selbsterlebten“.

Vielleicht vermag das Abenteuer meines Lebens in dieser und jener Diktatur, zwischen Genozid und Hoffnung, Illusion und Nüchternheit ein Licht auf deutsche Irrwege und Wege in unserer Zeit zu werfen und anderen zu helfen, sich zurechtzufinden. Vielen Menschen, die mich begleiteten, habe ich für Vertrauen, Rat und Ermutigung zu danken. Besonders nennen möchte ich Lennart Meri, den Staatsmann und Schriftsteller, Jan Petersen, den Mann mit der schwarzen Maske, Kurt Schwaen, den universalen Komponisten, und Regina Nörtemann, die korrekte Wissenschaftlerin.

U.B.

Verletzungen

Als Vierzehnjähriger betrat ich zum ersten Mal polnischen Boden, den ebenen, lehmigen Boden zwischen Warthe und Weichsel, und ich spürte beklommen „die Stille, diese harte Stille, die von all dem Schreien nicht ausgefüllt werden konnte“. In Konin gestikuliert und kreischte ein hellbraun gekleideter Hanswurst vor evakuierten Kindern aus Berlin. Was er sagte, weiß ich nicht mehr; der Klang seiner Worte aber war gefährlich. In dem Dorf Kleczew nördlich von Konin lernte ich faschistisches Lagerleben kennen. Es war das Kriegsjahr 1943. Noch heute, wenn ich an den Ort denke, rieche ich Heu und Dung, schmecke ich Schuld und Angst.

Dreieinhalb Jahrzehnte später, am 26. September 1980, saß ich östlich von Warschau im Kellergewölbe des von Wald und Finsternis umgebenen Landschlusses von Czarnolas. Dort trafen sich Literaten aus Polen und anderen europäischen Ländern. Mit Marian Pankowski, einem würdigen, weißhaarigen Mann von gewinnendem Wesen, kam ich ins Gespräch. Er hatte eine Professur für Slawistik an der Universität von Brüssel inne. Gebürtiger Pole, war er durch die Hölle von Auschwitz gegangen. Er sagte in fließendem Deutsch: „Die schlimmsten Kapos, die ich in Auschwitz kennenlernen musste, waren Polen.“ Das System pervertiere die Menschen.

Zuvor hatten wir in der Kapelle des Schlosses eine mystisch inszenierte Lesung von Jan Kochanowskis „Treny“ erlebt, dem Liederzyklus auf den Tod seiner Tochter. Die rezitierenden Warschauer Studenten stellten eindringlich die polnische Schicksalsklage dar, gegen die sich der behauptende Wille des großen Renaissance-Poeten erhebt:

Was ist wohl leichter: Sich im Schmerz zu winden oder hart mit der Natur zu ringen?

Wo Kochanowski gelebt hatte, fühlte ich mich polnischer Geschichte, polnischem Wesen nahe.

In Polen bin ich auch dem klassischen deutschen Geist und seinen Quellen begegnet.

Als Mitglied einer Regierungsdelegation fuhr ich am 19. Oktober 1986 mit dem Polonisten Dr. Dietrich Scholze und der polnischen Journalistin Katarzyna Kielczewska von Warschau aus nach Morag in Masuren. Morag, zu deutsch Mohrunge, ist der Geburtsort von Johann Gottfried Herder. Weimarer und Warschauer Wissenschaftler hatten ein kleines Museum zum Gedenken an Herder neu gestaltet. Es sollte feierlich wiedereröffnet werden.

In dem von einem polnischen Fahrer gesteuerten Polonez unterhielten wir uns angeregt in deutscher Sprache, die Katarzyna tadellos beherrschte. Als Scholze wieder eine seiner deutsch-nationalen Tiraden losließ und hinzufügte: „Na ja, da werdet ihr ja wieder gemeinsam den Kopf schütteln“, sah ich die neben mir sitzende Katarzyna verwundert an und erwiderte: „Sind wir denn so? Nein. Nicht wahr, wir sind tolerant.“

Scholze lächelte etwas gequält.

Ich mochte Katarzynyas lang gestrecktes Gesicht, ihre sanfte Klugheit. Bei einem Halt legte sie ihre Stirn gegen die weiße Rinde einer Birke.

„Das macht man bei uns so. Das hilft gegen Kopfschmerzen.“

Wir fuhren durch dichte Wälder und vorbei an dunklen Seen. Dann tauchte das Städtchen Morag auf. Kirche und Rathaus, alte Backsteinbauten, umgeben die Stelle, wo einst das Geburtshaus Herders stand. Das nahe gelegene Palais des Grafen von Dohna beherbergte das Herdermuseum sowie Ausstellungen alter niederländischer Porträts und der Landschaften eines modernen Niederländers.

Als wir kamen, drängten sich schon viele Menschen. Zuerst sprach zu der stehenden Versammlung der örtliche Woiwode, dann ein polnischer, dann ein deutscher Wissenschaftler, dann der Gdanker DDR-Konsul und schließlich ich. Eigentlich war es eine Komödie. Aber ich wollte bestimmte Sätze loswerden. Katarzyna kannte sie bereits und übersetzte: „Im Gegensatz zu Schiller, der das Reich der Freiheit in die Kunst verlegt, fordert Herder die Einheit von Erkenntnis und Wirken.“

Schon 1772 hat Herder auf die Leistung der alten Griechen verwiesen, fremde Ideen in ihre eigene Natur zu verwandeln, und die Bedeutung der Wechselwirkung zwischen den Kulturen erkannt. In den ‚Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit‘ rühmt Herder die geräuschlose, fleißige Gegenwart der slawischen Völker; und er wünscht ihnen, dass sie von ihren Sklavenketten befreit würden und ihre schönen Gegenden vom adriatischen Meer bis zum karpatischen Gebirge als Eigentum nutzen und ihre alten Feste des ruhigen Fleißes und Handels auf ihnen feiern dürften.

In den ‚Briefen zur Beförderung der Humanität‘ aber, jenem bedeutenden Werk, das unter dem Eindruck der Französischen Revolution entstand, verbindet sich der Gedanke der freien nationalen Entwicklung Deutschlands mit dem Gedanken der Freundschaft zu allen Völkern. Jede Nation müsse es als unangenehm empfinden, wenn eine andere Nation beschimpft und beleidigt wird ...

Wir Deutschen haben besonderen Grund, uns daran zu erinnern.“

Wie mir Katarzyna auf meine Frage hin anvertraute, hatte der polnische Wissenschaftler durch pedantische Genealogie nachweisen wollen, dass Herder ja eigentlich eher Pole als Deutscher sei. Bei dem anschließenden Essen für ein paar Ehrengäste stand Scholze auf und brachte einen Toast aus.

„Oh, er spricht ja polnisch“, bemerkte jemand bewundernd.

„Und was hat er gesagt?“, fragte ich Katarzyna.

„Dass sich der andere Teil der Delegation zurzeit in einer Chopin-Gedenkstätte aufhalte und dass Chopin ja eigentlich Deutscher sei.“

Wir blickten uns an; lächeln konnten wir nicht. Auf der Rückfahrt streifte Katarzyna die Schuhe ab, zog ihre Beine neben mir auf das Polster und schlief.

Am Tag darauf war die Delegation, die unter der Leitung eines stellvertretenden DDR-Kulturministers stand, in Krakau vereint. Wir sahen am Abend zusammen mit Vertretern der BRD-Botschaft ein Einmann-Stück des Schauspielers Jersze Stuhr, der den oppositionellen Kräften zur Seite gestanden hatte, emigriert und wiedergekehrt war. Das Stück handelte von der bis zur Selbstbefriedigung getriebenen Einsamkeit eines Menschen.

Am nächsten Abend besuchten wir ein Ein-Frauen-Stück des Leipziger Kellertheaters. Die Schauspielerinnen Ellen Hellwig brachte die Chansons und Szenen von „Lola Blau“, der Geschichte von der verzweifelten Emigrantin, mit kühler und zugleich leidenschaftlicher Vehemenz auf die Bühne. Während der Darstellung trat Lola auf den Stellvertreter und mich zu, die wir in der ersten Reihe saßen, zeigte mit dem Finger auf uns und verdammt die herzlosen Bonzen und Bürokraten.

Mein Nachbar, mit seiner Glatze und seinen runden Brillengläsern schon rein äußerlich gut in die ihm zugewiesene Rolle passend, ärgerte sich maßlos. Als wir nach der Aufführung mit Frau Hellwig und einigen deutschen und polnischen Theaterleuten hinter der Bühne zusammensaßen, wurde Sliwowitz gereicht. Frau Hellwig lehnte ab. Er nötigte sie, und sie weigerte sich mit Hinweis auf ihre Gesundheit. Daraufhin zischte er: „Sie haben doch die Besoffene so gut gespielt, da müssten Sie doch auch trinken.“

Das ging mir zu weit, und ich unterstützte sie mit den Worten: „Lassen Sie sich zu nichts zwingen, Frau Hellwig.“

Ich erntete von der Obrigkeit einen Blick voll giftigem Hass. Fortan waren unsere Beziehungen gestört. Der Kultusminister schien nicht zu wissen, dass eine Schauspielerin nicht das sein oder tun muss, was sie auf der Bühne verkörpert. Bei jeder Gelegenheit setzte er die schauspielerische Leistung von Ellen Hellwig herab.

Der Mann war aus dem Außenministerium fortgelobt und in die Kultur versetzt worden. Er gab sich nicht nur weitere Blößen, sondern bot auch Anlass, über ein diplomatisches Ungeschick nachzudenken, das eigentlich menschliches Ungenügen war.

Am 23. Oktober 1986 fuhren wir nach Auschwitz. Wir standen vor der Todeswand im Hof von Block 11, wo unzählige Menschen erschossen worden waren, und legten einen Kranz nieder. Wir blickten in die Strafzellen, die so eng waren, dass man nur stehen konnte, und in die Wachstube mit den Holzstühlen, die die Hintern der Mörder blank gerieben hatten. Wir sahen hinter einer langen Glaswand gewaltige Mengen von inzwischen ergrautem Menschenhaar.

Unser Leiter trug etwas in das Gästebuch der Gedenkstätte ein und forderte uns auf, unsere Namen dazuzusetzen. Sein Satz war so dürftig und hohl, dass ich mich für ihn schämte.

Bei strömendem Regen fuhren wir mit unserer Begleiterin nach dem Nebenlager Birkenau, das etwa drei Kilometer vom Stammlager entfernt liegt. Wir gingen durch das Lagertor und über die Eisenbahnrampe, auf der die Selektionen stattgefunden hatten. Die Begleiterin, eine ältere, gut deutsch sprechende Polin, die ihre eigenen Lagererfahrungen nur andeutete und das Geschehene meist mit den Worten der SS kommentierte, forderte uns auf, die

Ruinen des Krematoriums II zu betreten.

„Kommen Sie nur, setzen sie Ihren Fuß auf diese Trümmer.“

Die SS hatte die Todesfabriken mit Gaskammern und Verbrennungsöfen vor ihrem Abzug gesprengt. Wir stiegen auf die riesigen, schräg weggesackten Betonblöcke. Eine Katze flüchtete. Bis weit in die Ferne erstreckten sich die Reihen der morschen Holzbaracken.

Als wir wieder in unseren polnischen Autos saßen, um von Birkenau nach Krakau zurückzukehren, sah ich fassungslos, dass unser deutscher Chef die polnische Begleiterin im Regen hatte stehen lassen - kilometerweit von Dach und Behausung entfernt.

Das Schrecklichste von allem, was ich in Auschwitz und Birkenau empfand, war die graue Alltäglichkeit des Genozids. An Ort und Stelle entschloss ich mich, eine Erzählung über die hier umgebrachte Dichterin Gertrud Kolmar zu schreiben. Indirekt widmete ich die Erzählung auch den lebenden Frauen, denen ich in diesen Tagen begegnet bin. Das Buch erschien 1990 unter dem Titel „Flammen oder Das Wort der Frau“. Flammen verschlangen, was sterblich an ihr war. Gertrud Kolmars Wort aber lebt.

Lennart Meri

In Moskau erschien 1980 mit einem Vorwort von Lew Ginsburg eine Auswahl meiner Gedichte in Russisch. In Tallinn erschien 1988 mein Roman „Das Verhängnis oder Die Liebe des Paul Fleming“ in Estnisch. Es war mir klar, dass hinter der estnischen Übersetzung (Helgi Loik) und dem Druck Lennart Meri stand.

Sowohl Lennart Meri als auch Lew Ginsburg hatte ich bei Reisen nach Nordrussland und Kasachstan kennengelernt.

Aus Anlass eines Treffens von Schriftstellern aus allen Teilen der Sowjetunion und einigen europäischen Ländern stand ich mit Meri im Sommer 1974 hoch über Alma-Ata in den Vorbergen des Tienschan und diskutierte mit ihm über Sinn oder Unsinn moderner Wohnblocks im trockenen und heißen Kontinentalklima Mittelasiens. Meri sprach gut deutsch, die Sätze langsam und gedankenvoll fügend. Er war Schriftsteller. Ich las sein Buch „Vor den Toren des Nordlichts“, das geografische und ethnologische Erkenntnisse mit mystischem Sinn erfüllt. Er selbst nannte es in einem späteren Brief das Ergebnis einer einsamen „sentimentalen Reise“ an die Behringstraße, auf der er nur von solchen historischen Vorbildern wie Middendorf, Wrangel und Toll begleitet worden sei.

Tatsächlich war Meri schon damals nicht nur „Schriftsteller“, sondern auch Gelehrter und Politiker. Er bekannte sich ausdrücklich zu seinem estnischen Nationalstolz und machte aus seiner Abneigung gegen die russisch-sowjetische Vorherrschaft keinen Hehl. Manchmal ergibt sich Wesentliches in einer banalen Situation. An der Tür eines Waschraums wollte ich Meri den Vortritt lassen. Aber er sagte: „Gehen Sie nur. Sie sind der Würdigere.“

„Das kann ich nicht finden“, antwortete ich, „wenn ich Ihr weißes Haar ansehe.“

„Das hab ich seit dem Lager, in das man mich steckte.“

„Sie waren in einem Lager?“

„Ja. Wohl vor allem weil wir Esten waren.“

Mehr nicht. Aber das kurze Gespräch unter vier Augen genügte, mich ins Bild zu setzen.

Als ich Lennart Meri und Lew Ginsburg von meiner Edition „Teutscher Poemata“ des Paul Fleming und von meiner Absicht erzählte, einen Roman über Flemings Reise von Estland über Russland, Dagestan und Aserbaidshon nach Persien zu schreiben, waren beide begeistert. Ginsburg, der deutsche Barockdichtung übertragen hatte, schlug mir vor, mit ihm gemeinsam auf den Spuren Flemings die Wolga abwärts zu schiffen und daraus einen Film zu machen. Der Film könnte mit einem einleitenden Kanonenschuss den Dreißigjährigen Krieg in Deutschland symbolisieren. Meri aber sagte nur: „Es ist schön, dass Sie sich dem Norden und nicht dem Osten zuwenden wollen.“ Später erläuterte er mir, dass seines Wissens Fleming durch seine Kontakte mit estnischen Gelehrten in Reval den Beginn einer weltlichen estnischen Literatur mit eingeläutet habe. Meris damalige Frau war Ärztin. Meiner Frau, auch Ärztin, die an der Kasachstanreise teilnahm, begegnete er mit Aufmerksamkeit. Als unser Bus mitten in der unendlichen, menschenleeren Ischim-Steppe von einer

verlorenen Wellblechbaracke aus weiterfahren wollte, fehlte Anne, und niemand hatte es bemerkt. Ich rief: „Stoi! Stopp!“ Die Vorstellung, sie hier zu vergessen, war albtraumhaft.

Als Anne dann zum Vorschein kam und einstieg, sagte Meri lächelnd zu ihr: „Als wir ohne Sie abfahren wollten, hab ich Uwe zum ersten Mal aufgeregt gesehen.“

Beim Kiesflugplatz des Wüstenortes Balchasch am Nordufer des Balchaschsees waren Meri und ich nahe daran, in das einzige Taxi zu steigen, um den unsichtbaren Ort hinter dem flimmernden Horizont zu suchen. Aber das Flugzeug, eine klapperige zweimotorige Maschine, wartete nicht.

Irgendwann fragte er mich, ob ich mit ihm eine neue Exkursion nach Kamtschatka machen wolle.

Nach der Kasachstanreise tauschten wir Briefe aus. Am 8. Juli 1974 schrieb Meri mir: „Es war für mich eine große Freude, Anneliese und Sie kennenzulernen während unserer schönen Reise in Kasachstan und zwischen Cognac und Stutenmilch auch Paul Fleming in dieser kontrastreichen Umgebung zu besprechen.“

Am 22. März 1981 erhielt ich auf meine Bitte um Auskunft über Flemings Beziehungen zu den Esten und über Reiner Brockmanns Gedichte einen drei eng beschriebene Seiten langen Brief von Meri. Seine detaillierten Informationen flossen in meinen Fleming-Roman ein. Auf Seite 41 hat Meri mir den Stift geführt: „Doch, mein Lieber“, antwortete Brockmann leicht gekränkt. „Meie arm see jäägu ikka, das heißt: Unsere Liebe mag ewig dauern. Warum sollte der Herrgott das nicht verstehen?“ Mit seinen wässrigen blauen Augen sah er Fleming vorwurfsvoll an.“ Und so fort.

Am 15. Juli 1985 teilte ich Meri in einem Brief mit, dass ich offiziell von der estnischen Ausgabe des Romans bei Eesti Raamat in Kenntnis gesetzt worden sei. Und dann schrieb ich: „Ich weiß, wie sehr Du an dem Roman und seinem Anliegen interessiert bist. - Leider konnte ich im Oktober 1984 nicht nach Tallinn kommen. Es ging mir gesundheitlich nicht gut, und unter den Umständen war ich nicht in der Lage, mit diesen DDR-Kollegen weiterzuziehen. Es hat mich Tallinns und Deinetwegen geschmerzt.“ Tage der DDR-Kultur hatten mich bis Moskau geführt und sollten mich auch nach Tallinn bringen. Doch ich verspürte keine Lust mich noch länger von unseren eingebildeten Herren der Lage ducken zu lassen. Vor allem wollte ich nicht in die Situation kommen, über Meri berichten zu müssen.

Das Leben und freie Wahlen machten Lennart Meri zum Präsidenten der Republik Estland. Am 3. Januar 1995 schrieb ich dem, dessen Träume sich auf unerwartete Weise erfüllt haben mögen: „Für Ihren Neujahrsgruß sage ich Ihnen unseren herzlichsten Dank. Heute, angesichts blutiger Ereignisse, weiß ich Ihre damalige Ermutigung mehr als zu schätzen.“ Meri hatte Estland an dramatischen Zuspitzungen vorbeigesteuert.

Manchmal begegne ich im deutschen Fernsehen der schlanken, aufrechten Gestalt des Mannes, dem Estland nicht wenig verdankt und der meinem wichtigsten Buch eine Heimstatt gab.

Der Dazan

Jeder kann nahen und schauen,
Freuden entsagen, doch nicht der Freundlichkeit...

1978

Dazan wird in Ostsibirien der Tempel eines Lamaklosters genannt, aber man verwendet den Ausdruck auch für das ganze Kloster. Im Sommer 1978 fuhren meine Frau und ich mit dem burjatischen Schriftsteller und Gelehrten Dorshi Erdynejew und einer Dolmetscherin von der Stadt Ulan-Ude. dem früheren Werchne Udinsk, nach dem Dazan von Iwolginsk. Die Straße zieht sich aus dem Tal der Selenga zu den südlichen Ausläufern des Chamar-Daban-Gebirges. Jenseits des Gebirges liegt, nach Norden hin, der Baikalsee, liegt die Taiga. Hier aber, diesseits, beginnen die Steppen, beginnt auch die Kultur Innerasiens, die immer besonderen Einflüssen aus dem indischen Süden und dem chinesischen Osten ausgesetzt war.

Neben der Straße karges, halb verdorrtes Weideland. Ein Reiter begleitete eine Schafherde. Stellenweise war nur ockerfarbener Kies, aus dem einzelne bizarr geformte Felsen ragten. Im Tiefblau des Himmels hingen weiße Wolkenflocken, die Dürre schien sie aufsaugen zu wollen. Ein Lämmergeier glitt heran und zog seine Kreise. Wir bogen von der Straße ab und holperten weglos in eine weite Talmulde, auf deren Kies nur vereinzelte Büschel von Salzkraut gediehen. Im Hintergrund über diesem Stück Gobi lag blau die Silhouette des Chamar-Daban. Davor leuchteten noch fern und klein die weißen Mauern, bunten Dächer und goldenen Zierrate des Klosters.

Wenig später standen wir vor dem Haupttempel, einem weiß gekachelten Bauwerk, dessen drei Etagen sich nach oben treppenförmig verkleinern. Jedes Stockwerk trägt ein Dach mit aufgeschwungenen Ecken. Rote Holzsäulen stützen die weit vorspringenden Simse mit ihren farbigen Friesen. Der gelbe Mitteltrakt ist durch eine kleine Sonderbedachung hervorgehoben. Eingeladen von einem älteren Lama in roter Kutte, gingen wir über die mittlere der drei hellblau eingefassten Treppen an steinernen Tierwächtern vorbei, unter dem buddhistischen Rad des Lebens hinweg in das Innere des Gebäudes.

Neben Buddhasfiguren, die in Reihen bis unter die Decke standen, schmückten Bilder von Bodhisattvas und Heiligen, rot verkleidete Säulen, Wimpel, Musikinstrumente und Geräte in bunter Pracht den Raum. In der Mitte, hinter dem Platz des Hauptlamas, thronte eine Buddhasstatue von etwa drei Metern Höhe.

Draußen fanden wir Gebetsmühlen von unterschiedlicher Größe einzeln oder in Gruppen unter Teerpappedächern. Im Vorbeigehen konnte man eine ganze Reihe dieser Mühlen mit den alten Schriftzeichen in Bewegung setzen und so etwas für seine Seele tun. Vor uns in der flimmernden Hitze lagen die bescheidenen anderen Gebäude des Klosters, ein weiß gekacheltes Verwaltungshaus, kleinere Tempel, Gebetshäuser und Wohnhütten aus Holz. Weiß glänzten hier und da Suburgane, nach oben sich verjüngende Kultdenkmäler, auf denen die goldenen Symbole von Halbmond, Sonne und Weisheitsflamme blitzten.

Wir wurden eingeladen, an einer Gedenkfeier für einen Heiligen teilzunehmen. In einem Gebetshaus saßen Lamas vor den Blättern tibetischer Bücher und rezitierten halb sprechend, halb singend die heiligen Texte. Wir wurden weder gezwungen, eine Mütze ab- oder aufzusetzen oder die Schuhe auszuziehen, noch sonst einem Ritual unterworfen. Wir waren eine Weile anwesend und lauschten respektvoll.

Am Ende unseres Besuches im Dazan von Iwolginsk bat uns ein älterer Lama in seine Behausung, eine Blockhütte, die in zwei hintereinanderliegende Zimmer geteilt war. Im vorderen Raum befanden sich Herd und Kühlschrank, ein Lager und ein Tisch mit Stühlen; im hinteren Raum sahen wir Buddhafiguren, tibetische Bücher, das heißt zwischen Holzdeckel gelegte bedruckte Blätter, und Schriftrollen, Tisch und Schemel. Dorthin begab sich der Bewohner der Blockhütte, wenn er zu meditieren gedachte. Eine Frau hantierte am Herd, seine Schwester, die ein wenig seinen Haushalt besorgte. Die Lamas leben im Zölibat.

„Wir sind weit gereist, um das Kloster zu sehen“, sagte ich, über das Vertrauen des Hausherrn gerührt. „Sie haben uns Ihre Wohnung gezeigt, ohne uns zu kennen. Darum sollen Sie wissen, dass wir mit guten Gefühlen gekommen sind.“

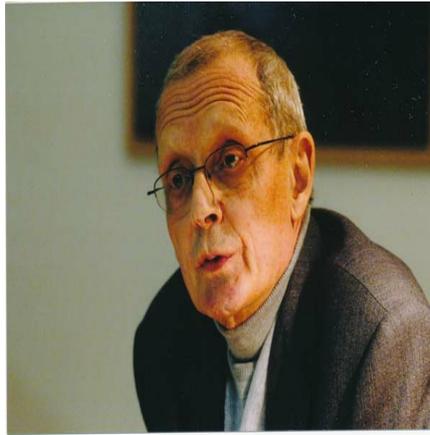
„Ich wusste es“, antwortete er ruhig. „Nehmen Sie gute Gefühle mit.“

Rückblickend stelle ich fest, dass die Burjaten, denen ich begegnete, still, verhalten und kultiviert waren. Ich musste in Ulan-Ude keine Prügelei auf offener Straße erleben, keine stundenlang im Gras liegenden und trinkenden Maurer, die ihren arbeitenden Kolleginnen zusahen, keine Grobheiten wie am Nordufer des Baikals. Das einzige Gemüse und das einzige Obst waren in Irkutsk aus Kasachstan importierte Tomaten gewesen. In Ulan-Ude fehlten auch sie. In einer Viehzuchtregion mangelte es an Fleisch und Milch. Von Erdynejew vernahm ich, dass die zur mongolischen Sprachfamilie gehörenden Burjaten als Nomaden und Bauern in den gesichtslosen neuen Städten mit ihren Wohnkasernen unglücklich sind. „Auf dem Dorf, sagen die Frauen, hat niemand die Tür verschlossen, und niemand stahl.“ Vor unseren Augen wurde das letzte sibirische Holzhaus im Zentrum von Ulan-Ude abgerissen. Es musste einem Repräsentativbau mehr weichen; und wir durften nicht knipsen.

Auch im Museum der Stadt verspürten wir die Liebe der Burjaten zu ihren Traditionen, das Bekenntnis zu ihrer Geschichte, die Identifikation mit den Verbannten. Die altmongolische Schriftsprache der Burjaten wurde bis 1921 in den Lamaklöstern gepflegt. Danach erlangte die lateinische Schrift eine gewisse Bedeutung. Im Jahr 1930 wurde auf Veranlassung Stalins die russische Schrift eingeführt, Erdynejew sagte nicht „zwangsweise“, aber wir beide wussten, dass es so war. Die Besinnung der Burjaten auf sich selbst, auf ihre in den Lamaklöstern bewahrte Kulturtradition war Widerstand gegen die Heuchelei der sogenannten Nationalitätenpolitik.

*** Ende der Demo-Version, siehe auch <http://www.ddrautoren.de/Berger/Pfade/pfade.htm>

Uwe Berger



Uwe Berger wurde 1928 in Eschwege geboren. Seine Jugend verlebte er in Emden und Augsburg. Mit 15 Jahren war er Flakhelfer bei Berlin. Anfang 1945 meldete er sich, um nicht zur Waffen-SS gezogen zu werden, freiwillig zur Kriegsmarine. Im selben Jahr wurde er vorzeitig aus britischer Gefangenschaft entlassen. Während seines Studiums in Berlin (Germanistik, Kunstwissenschaft) arbeitete er im Volk und Wissen Verlag. Bald darauf wurde er in den Aufbau-Verlag geholt. Wegen eines positiven Gutachtens zu Hanns Eisler („Johann Faustus“) maßregelte ihn die SED. Ermutigt sah er sich von Friedrich Wolf und Jahre danach von dem Schriftsteller und späteren estnischen Staatspräsidenten Lennart Meri. Literarisch bedeutsame Reisen nach Nordrussland (Nowgorod) und Mittelasien, nach Sibirien und anderen Ländern unternahm er mit seiner Frau und Gefährtin.

Bibliografie

Lyrik und Prosa

Die Einwilligung. Sechs Erzählungen. Aufbau-Verlag, Berlin 1955

Straße der Heimat. Gedichte. Aufbau-Verlag, Berlin 1955

Der Dom in dir. Gedichte. Aufbau-Verlag, Berlin 1958

Der Erde Herz. Gedichte. Aufbau-Verlag, Berlin 1960

Hütten am Strom. Gedichte 1946-1961. Aufbau-Verlag, Berlin 1961

Rote Sonne. Skizzen und Aufzeichnungen. Aufbau-Verlag, Berlin 1963

Mittagsland. Gedichte. Aufbau-Verlag, Berlin 1965

Gesichter. Gedichte. Aufbau-Verlag, Berlin 1968

Die Chance der Lyrik. Aufsätze und Betrachtungen, Aufbau-Verlag, Berlin 1971

Bilder der Verwandlung. Gedichte. Aufbau-Verlag, Berlin 1971

Arbeitstage. Aus dem Tagebuch 1964-1972. Aufbau-Verlag, Berlin 1973

Feuerstein. Gedichte. Auswahl und Nachwort von Armin Zeißler. Reclam Verlag, Leipzig 1974

Lächeln im Flug. Gedichte. Aufbau-Verlag, Berlin 1975

Backsteintor und Spreewaldkahn. Märkische Landschaften, Aufbau-Verlag, Berlin 1975

Nebelmeer und Wermutsteppe. Begegnungen. Aufbau-Verlag, Berlin 1977

Zeitgericht (Gedichte 1946-1975). Militärverlag der DDR, Berlin 1977

Leise Worte. Gedichte. Aufbau-Verlag, Berlin 1978

Der Schamanenstein. Menschen und Orte. Aufbau-Verlag, Berlin 1980

Lächeln im Flug. Ausgewählte Gedichte (1946-1978; russisch, mit einem Vorwort von Lew Ginsburg). Verlag Progress, Moskau 1980

Nur ein Augenblick. 99 Reiseskizzen. Aufbau-Verlag, Berlin 1981

Auszug aus der Stille. Gedichte. Aufbau-Verlag, Berlin 1982

Das Verhängnis oder Die Liebe des Paul Fleming (Roman). Aufbau-Verlag, Berlin 1983

Die Neigung. Roman. Aufbau-Verlag, Berlin 1984

In deinen Augen dieses Widerscheinen. Gedichte. Aufbau-Verlag, Berlin 1985

Woher und wohin. Aufsätze und Reden 1972-1984. Aufbau-Verlag, Berlin 1986

Das Gespräch der Delphine. Tierverser. Der Kinderbuchverlag, Berlin 1986

Weg in den Herbst (Erinnerungen). Aufbau-Verlag, Berlin 1987

Traum des Orpheus. Liebesgedichte 1949-1984. Aufbau-Verlag, Berlin 1988

Rank saatus ehk Paul Fleming! armastus (estnisch, Übersetzung von Heigi Loik). Eesti Raamat, Tallinn 1988

Last und Leichtigkeit. Oden. Aufbau-Verlag, Berlin 1989

Flammen oder Das Wort der Frau. Erzählung. Aufbau-Verlag, Berlin 1990

Suche nach mehr. Roman. 1989-1991. Unveröffentlicht

Atem. Liebesgedichte und Grafiken. Mauer Verlag, Rottenburg a/N 2003

Räume. Verse und Bilder. Mauer Verlag, Rottenburg a/N 2004

Pfade hinaus. Episoden der Erinnerung. Mauer Verlag, Rottenburg a/N 2005

Wegworte. Gedichte und Zeichen. Zwiebelzwerg Verlag, Willebadessen 2006

Kater-Vater. Sinngedichte. Zwiebelzwerg Verlag, Willebadessen 2006

Den Granatapfel ehren, Hundert Gedichte 1946 - 1989. Mit Skizzen des Verfassers. Zwiebelzwerg Verlag, Willebadessen 2007

Du wirst sein. Gedichte und Zeichen. Mit Skizzen des Verfassers. Zwiebelzwerg Verlag, Willebadessen 2010

Vom Sinn. Nachlese. Zwiebelzwerg Verlag, Willebadessen 2011/2012

Tagebücher seit 1972. Unveröffentlicht

Essays und Rezensionen (Auswahl)

Von der Verzweiflung (Wolfgang Weyrauch; An die Wand geschrieben). Aufbau, Heft 2/1951

Zwei Dichter unserer Zeit. Zum 50. Geburtstag von Peter Huchel und Erich Arendt. Aufbau, Heft 4/1954

Vergangen und gegenwärtig (Karl Löwith). Sinn und Form, Heft 5/1965

Zum Bild Gertrud Kolmars, Sinn und Form, Heft 2/1972

Zur Literaturgeschichte der DDR. Sinn und Form, Heft 6/1977

Gegenwart der Klassik (Wolfgang Heise). Sinn und Form, Heft 6/1980

Für richtiges Lesen. Brief. Neue Deutsche Literatur, Heft 12/1980

Schritt zur Welt. Lyrik junger Autoren. Neue Deutsche Literatur, Heft 9/1981

Gedichte gegen den Krieg und für eine humane Welt (zum 90. Geburtstag von Nelly Sachs).

E-Books von Uwe Berger

Backsteintor und Spreewaldkahn. Märkische Landschaften

Uwe Berger erzählt in seinen literarischen Miniaturen von Städten, Seen und Wäldern der Mark Brandenburg, von den Bewohnern und ihrer Historie, beschreibt die Gegenwart und blickt in die Zukunft. In seiner verhaltenen Art schildert er Landschaften und Charaktere im Sinne des Mottos, das er der Sammlung voranstellt: „Am Ende ist es doch so, dass das Stückchen Erde, auf dem ich hier stehe, und der Raum, der sich heut über mir wölbt, so unerhört sind wie alles Ferne, Vergangene und Zukünftige.“

Das Verhängnis oder die Liebe des Paul Fleming

Der Paul-Fleming-Roman von Uwe Berger (3 Auflagen: 1983, 1985, 1987) folgt dem historischen Optimismus, der 1975 in seinem Sonett „Nebel“ ausgedrückt ist: „Kein Nebel hält das Denken auf.“ Paul Fleming bricht 1634 mit einer holsteinisch-gottorpischen Gesandtschaft nach Reval auf, um eine „moskovitische und persianische“ Gesandtschaft anzutreten, nämlich die auf kaiserlichen Wunsch hin stattfindende Erkundung eines Landwegs für Handelsbeziehungen zum Osten.

Der Schamanenstein. Menschen und Orte

Berichtet wird von den Frauen, die ihre vom Zarismus verfolgten Männer in die Verbannung begleiteten, „dem Unglück eine treue Schwester“. Stolz bekennt sich am Bratsker Stausee eine elegante junge Frau zu ihren Vorfahren, die als Verbannte Fertigkeiten und Kultur nach Sibirien brachten. In einer von feingliedrigen Piloten gesteuerten burjatischen Maschine fliegen der Autor und seine Frau über die blauen und gelben Wasser des Baikal, von Irkutsk nach Ulan-Ude. Dort, am burjatischen Nordufer des Sees trifft er in einem lamaistischen Kloster Mönche, deren Würde und religiöse Toleranz ihn für sie einnehmen. Die Dolmetscherin entschuldigt sich für ihre Erinnerungen an streng bewachte Brotzüge, die nach dem Krieg in Richtung Polen und Deutschland rollten.

Die Neigung

„Wie ist das mit der Schweigepflicht? Ich hab immer gedacht, sie bezieht sich auf das, was der Patient dem Arzt anvertraut. Gilt sie denn auch für das, was ein Arzt am Patienten versäumt?“

Die Frage und ihre Beantwortung im Interesse des Kranken ist ein Grundproblem in Uwe Bergers Roman DIE NEIGUNG. Der Kampf einer jungen Ärztin um gesittetes Verhalten in einem Krankenhaus, einem komplizierten Umfeld, führt zwei Menschen näher zusammen, die Ärztin Baum und den Fahrer Kusmin. Er bestärkt sie, gibt ihr Halt und Format. Der Unterschied in Bildung und Lebensgewohnheiten wird angesichts der Situation bedeutungslos.

Flammen oder Das Wort der Frau

Die jüdische Dichterin Gertrud Kolmar wurde 1943 deportiert und in Auschwitz umgebracht. Nach dem Krieg machte sich im Westen Deutschlands Hermann Kasack um ihr Werk verdient. Im Osten tat dies Uwe Berger, der auch die Erzählung FLAMMEN über sie

schrieb. Dabei benutzt er das authentische Material, die Briefe an ihre Schwester, die wenigen Lebensdaten, und er erfüllt das Datengerüst mit seiner Fantasie. Das sind vor allem die Gespräche, der Name Joseph, nicht der Fakt, ihre Leidensgefährtingen, die Umstände ihres Todes in Auschwitz.

Uwe Berger zeichnet eine sensible und entschlossene Frau. An ihre Schwester schreibt sie, dass sie den Weg gehe, der ihr von innen her bestimmt ist.

Nebelmeer und Wermutsteppe. Begegnungen

Realistische Kunst sucht im Alltäglichen das Unalltägliche, sagt Uwe Berger. So erinnert er sich eigener Kindheitserlebnisse im okkupierten polnischen Kleczew. So besucht er die Heimat seiner Frau in Grimma und Umgebung. So findet er Rembrandt an der Newa. Und so steht er in Nowgorod vor der kargen Hinterlassenschaft örtlicher Partisanen. Das Grab von Puschkin im Swatogorski-Kloster rührt ihn angesichts der Ergriffenheit der Bevölkerung. Er betritt die Steppen und Wüsten Mittelasiens, ist bei den Kasachen, Ukrainern und Deutschen zu Gast, die sie besiedeln. Zu spüren ist seine Lust, das Gemeinsame im Andersartigen zu finden. Am Fuß des innerasiatischen Gebirgssystems Tienschan lernt er Lennart Meri kennen, der als estnischer Wissenschaftler auftritt und später einmal estnischer Staatspräsident sein wird.

Suche nach mehr

Die Handlung entwickelt sich vor und nach 1945. Schauplätze sind Berlin, Dresden und Paris. Der Ingenieur John steht zwischen zwei Frauen, der mit ihm verheirateten lasziven Helene, die nazifreundlich ist, und der attraktiven Carola, die in seinem AEG-Betrieb als Sekretärin arbeitet und einer linken Gruppe angehört. John verbirgt sie vor der Gestapo.

Carola kann nach Frankreich fliehen. John bleibt und hat Kontakt zu einem Mitglied der verschwörerischen „Teegesellschaft“. Von Helene geschieden, versucht John nach dem Krieg in Ostberlin mit der aus der Résistance selbstsicher zurückgekehrten Carola zu leben. Er, den die lauernde Gewalttätigkeit Helenes abgestoßen hat, erträgt auch die intolerante Starrheit Carolas nicht. Er sucht nach mehr.

Am Grabmal von Walther Rathenau erkennt er, wie sehr er mit den Verhältnissen in Ostberlin kollidiert, wie einsam er ist, und erliegt bald darauf einem Herzversagen.

Doch auch Carola hat ihre Schwierigkeiten und versöhnt sich nach dem Tod von John mit Helene. Das Leben lehrt sie, über sich selbst zu entscheiden.

Ungesagtem lauschen. Tagebuch

Der Autor stellt sein Tagebuch der Jahre 2000 bis 2012 vor. Rückblickend auf seine Teilnahme 1988 an einer offiziellen Kulturdelegation der DDR in Polen heißt es: „Dummheit und Arroganz, Regelungswut und Zynismus waren auf unserer Seite eklatant und vorherrschend.“ Uwe Berger war sich zu dem Zeitpunkt bewusst, dass „es so nicht weitergehen konnte“.

In diesem Bewusstsein spricht er von seinem estnischen Freund Lennart Meri, der estnischer Staatspräsident geworden war. Der deutsche Komponist Kurt Schwaen und

seine Gattin Ina ziehen ihn in den Dunstkreis der Musik. Dr. Malte Herwig, der ihn im Auftrag der Spiegel-Redaktion nach seiner Mitwirkung bei einem Literaturzirkel der Stasi befragt hat, informiert ihn, dass seine Entschuldigung unterdrückt werden sollte. Herwig verlässt den Spiegel. Seiner Enkelin berichtet der Autor, wie im Krieg der geschniegelte Chef der Flakbatterie seine fünfzehnjährigen Soldaten über die Rieselfelder hetzte, weil sie russischen Kriegsgefangenen Brot gegen Schnitzereien gegeben hatten.

So reihen sich nicht nur die unterschiedlichsten Eindrücke, sondern begegnen sich auch Gestern und Heute.

Weg in den Herbst

In dieser Autobiografie von 1987 bemerkt Uwe Berger:“ Weil ich so ganz Künstler bin, liebe ich das Leben über alles.“

Sein Leben beginnt in Emden mit dem Duft von Meer und Weite. Augsburg schenkt ihm Mittelalter, Reformation und Renaissance. Berlin konfrontiert ihn mit vielfältiger Kunst. Sein Vater holt ihn im Krieg aus einem Kinderlager in Polen. Mit 15 Jahren steht er am Messgerät einer Flakbatterie. Von einem Flakhelfer hört er die Stimme des Widerstands.

In der Hungerzeit nach dem Krieg fährt Uwe Berger aufs Land, um gegen Schnaps Kartoffeln einzutauschen. Ein russischer Soldat hilft ihm, die Kontrollen zu umgehen.

An der Universität hört er Hermann Kunisch über mittelalterliche Mystik zelebrieren.

Vor der Haustür des Volk-und-Wissen-Verlages zieht man eine weibliche Leiche aus dem Kanal. Im Aufbau Verlag lernt er Autoren wie Friedrich Wolf und Jan Petersen kennen. Mit Würde spricht er von Tod und Liebe und ist beeindruckt vom Ethos des Arztes Theodor Brugsch.